Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

Band: 8 (1928-1929)

Heft: 5-6

Artikel: Othmar Schoecks "Lebendig begraben"

Autor: Corrodi, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-156742

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Herrschaft Gottes unterstellte, dem Schöpfer und Erlöser der Seele, aber auch des Leibes und der Sinnlichkeit, des ganzen Menschen. —

Damit gehen wir zum zweiten Teil unserer Darlegungen über, die nun von den theoretischen Auffassungen von Sinn und Wesen des menschlichen Daseins handeln sollen, vor allem soweit das durchschnittliche Bewußtsein der Gebildeten, auch der akademisch Gebildeten in Betracht kommt.

(Schluß folgt.)

Othmar Schoeds "Lebendig begraben".

Bon Sans Corrodi.

Es ist eine Fronie des Zufalls, daß Othmar Schoecks letztes größeres Werk, die "Bierzehn Gesänge nach der Gedichtfolge "Lebendig begraben" von Gottfried Reller" just in dem Augenblick erscheint, da die schweizerische Heimat dem "großen Lyrifer und Dramatiker" die schönste Ehrung zuteil werden läßt, die sie vergeben fann, da ihm von der philosophischen Fakultät I der Universität Zürich die Würde eines Ehrendoktors verliehen wird. Wer Schoecks bisheriges Werk auch nur zum Teil kennt, wer die unbedingte Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit dieses Schaffens in Stunden seelischer Erhebung und Erschütterung an sich erfahren hat, weiß, daß es sich hier nicht um spielerische musikalische Stilübungen zu einem an phantaftischer Grotestheit fast beispiellosen, bei minderem Ernst und geringerem Können der Behandlung leicht dem Ritsch und der Schauerromantik verfallenden Thema handeln kann; wer gar in den Geist dieses Bekenntniswerkes eingedrungen ist, einen Hauch der tiefen Trauer, der tragischen Bereinsamung verspürt hat, mag angesichts der von echter Liebe und wahrer Begeisterung getragenen Popularität, deren sich Schoecks Schaffen heute schon in der Schweiz erfreut, vor einem Rätsel stehen. Und doch bildet gerade dieses Werk das schönste Geschent, mit dem der junge Meister seiner Beimat hatte danken können, ist es doch das eigentlich schweizerische Werk Schoecks, das Werk, in dem die Seele schweizerischer Natur, der Atem schweizerischen Lebens sich in Musik löst, das Werk, in dem er mit einem mahren Zauberpinsel das Bild der Heimat in den leuchtenden Nebel der Töne malt, das Werk, in dem er sich mit der ganzen Inbrunft seines Musikantenherzens neben Gottfried Reller, ben großen "Schutgeist der Beimat", stellt, daß dessen bildersattes und gedankenschweres Wort, von allen Gluten seiner Tone umstrahlt und durchleuchtet, uns doppelt mächtig zu Bergen spricht.

Verhältnismäßig spät, und erst nach schwerem Ringen hat der Musiker Schoeck den Weg zu Keller gefunden; dem Menschen Schoeck ist er seit den Jahren der Jugend so nahe gestanden, wie nur der große Dichter eines Volkes, der dessen Seele Sprache verliehen, dessen Ahnen

und Schauen zu Bildern einer von beglückter Schöpferlaune überstrahlten, an Reichtum und Fülle und Schönheit fast unvergleichlichen Welt ge= staltet hat, dem Sänger des selben Bolfes, der in der sublimen Sprache ber Tone gleiches Zeugnis ablegen muß, nahe stehen kann. Un manche unvergekliche Stunde, an manche luftvolle Sommernacht erinnere ich mich, da Schoeck in den tiefen Born Reller'scher Poesie niedertauchte und in Begeisterung und Leidenschaft seine glühende Lust, sein Glück über diesen Besit ausströmte. Nicht minder unvergeglich bleibt mir seine Empörung, wenn ein Literat — es war in jenen Jahren, als, nach Böcklins "Fall" und C. F. Meners "Bestattung", gemisse Bonzen der Kritif vermeinten, die Reihe sei nun an Reller gekommen und die Mode auf= brachten, an Reller zu mateln und auf die Seldwylerenge feines Bori= zontes zu sticheln, — mit dem bekannten falschen Augenaufschlag ein= warf: "Aber neben Goethe?!" — "Keller kann auch neben jedem be= stehen," mochte er wohl in solcher Stunde sagen, "er hat Gedichte, die zum Grandiosesten gehören, was ich kenne, er ist kosmisch. Aber, fügte er bitter hinzu, gelegentlich gefällt es ihm, sein schweizerisches Narrenfäpplein anzuziehen und deshalb wollen ihn viele Schweizer nicht ernst nehmen." Daß Rellers Welt meistens ein Mikrokosmos ift, vergaß auch Schoeck in solchen Augenblicken nicht; er wußte aber auch, daß, wenn nach Kellers Wort ein Augenblick eine Perle und ein Jahrhundert nichts fein fann, auch das fleinste dichterische Symbol eine Welt und die anipruchsvollsten Ronftruttionen und aufgeblasensten Schemen äfthetifierender Impotenz und intellektueller Willkür ein Nichts bedeuten können. Gereizten Born aber konnte jederzeit erwecken, wer ihm von Rellers "schlechten" Strophen, seinen "dilettantischen" Bersen, die zur Hälfte mindestens "unmöglich" seien, und die er hatte streichen follen, faselte, oder wer ihm den Spruch eines solchen Geschmacksmannes vorlas: "Lebendig begraben" wimmle derart von schlechten Bersen, daß "Kellers poetisches Erlebnis zur Bedeutungslosigkeit herabsinke"... Schoeck, allem weibischen Geschmäcklertum mit seinen eitlen Lüsten und wehleidigen Empfindlichkeiten feind, mochte in solchen Augenblicken bann wohl das scharfe Wort fallen laffen: Die Leute folgen einem Instinkt, wenn sie diese Poesie ablehnen oder in weitem Bogen umgehen; sie fühlen genau, daß, wenn sie sie ernst nähmen, sie damit ihr eigenes, auf Lüge und Affektiertheit gestelltes Dasein widerlegen wurden. Er meinte damit un= gefähr das gleiche, wie Gottfried Reller in den bedeutungsvollen Versen bes 5. Gedichtes: "Sie stopfen furchtsam ihre breiten Ohren vor jedem Ruf des Lebens aus der Tiefe." - Mag man auch immer wieder darüber staunen, wie Schoeck im Zeitalter ber Maschine die quellklare Reinheit des Eichendorff'schen Tones wiederfindet, wie er Safisens suße Lieder in heidnischer Luft bis zu brausendem Jubelgesang steigert, wie er den Zugang findet in die schauervolle tragische Nacht mit den wetter= leuchtenden Horizonten der Rleift'schen "Benthesilea", mit einzelnen Seiten seiner komplexen Persönlichkeit steht er diesen Dichtern, wie auch dem jungen Goethe, dem leidirren Lenau unbegreiflich nahe, mit allen Seiten ist er der Persönlichkeit Rellers, die mit so knorrigem Burgelwerk tief im Boden der Heimat haftet und in so mächtiger, von Blütenshauch, Früchteduft und Lebenstraum durchwehter Krone sich entfaltet, im tiefsten verwandt.

Schwer fiel es aber Schoeck, seine Musik ber Dichtung Rellers zu vermählen. Unter den Liedern seiner Jugend findet sich nur ein einziges zu einem Gedicht Rellers, das weder von Reller noch von Schoeck allzuschwer befrachtete "Schifferliedchen". Weit machtvoller glüht der Rellersche Ton auf in dem etwa ein Jahrzehnt später komponierten "Jugendgedenken", in dem Schoeck zum ersten Mal jenes von Ausdrucksgewalt erglühende große Melos gefunden hat, das später sein eigenster und un= vergleichlicher Besitz geworden ist. Hinreigend lebensfroh, herb und fraftvoll wie Schweizerlandwein eines guten Erntejahres erklang der Reller= ton auch aus dem "Wegelied" (für Männerchor und Orchester). Im September 1923, nach der Vollendung der "Elegie", lag schon der Band Reller'scher Gedichte bei "Lebendig begraben" aufgeschlagen auf Schoecks Flügel, schon stand der fühne Plan, den ganzen Zyklus für Bariton und Orchester zu komponieren, vor ihm, schon hatte er sich in unheimlicher Erregung das Gedicht zu eigen gemacht, war es ihm sozusagen ins Blut übergegangen, daß er sich nicht enthalten konnte, immer wieder von seiner beglückten Luft, einer mahren Wonne der Wolluft Zeugnis abzulegen. Aber noch mar die Stunde dieses Butlus nicht gekommen. Noch zitterten in seiner Musik Nachklänge ber "Elegie" — in einer wehmutsvollen Stunde entstand als deren herrlicher Nachhall aus der Gedichtreihe "Erstes Lieben" das (noch unveröffentlichte) Lied "Die Entschwundene". Noch mochte Schoeck die innere Ruhe und Stille, die Befreitheit und Gelöstheit fehlen, welche die Gestaltung dieses großen objektiven Symbols erforderte. So mandte er sich vorerst den Reller'schen "Gaselen" zu, um in diesen Liedern voll schmerzlicher Süße und weher Glut, aber auch voll Zorn und Bitterkeit, voll Hohn und Sarkasmus sich von der Seele zu schreiben, mas ihn immer noch bedrängte. Und erst zwei Jahre später, als Schoed in "Benthesilea" auch noch durch die objektive Gestaltung jenes Konflikts, deffen Inrischer Refler die "Elegie" ift, sich befreit hatte, war die Stunde des Zyklus "Lebendig begraben" gekommen. Im Januar 1926 in fehr kurzer Zeit konzipiert, wuchs sich ber 3pklus im Laufe jenes Jahres zu der Gestalt aus, in der er heute (im Rlavier= auszug von Karl Krebs) gedruckt vorliegt.1) Die Knorrigkeit der Keller= ichen Sprache, der schwere "Goldgehalt", an dem diese Berse "schleppen", die Mischung von epischem und Inrischem Stil, von Realistik und Phantastik, von hohnvollem Sarkasmus und lyrischem Aufschwung bereiteten ber musikalischen Umsetzung nicht geringe Schwierigkeiten, und es bedurfte all der reichen musikalischen Mittel, deren Beherrschung Schoeck sich in seinen Liederbüchern und in seinen Musikbramen erworben hatte, um dieser Komplexität gerecht zu werden.

Alle Werke Schoecks und die des letten Jahrzehnts im besondern, sind, auch sie, "Bruchstücke einer großen Konfession". Sollte es mit

¹⁾ Im Berlag von Breitkopf & Härtel.

"Lebendig begraben" anders sein? Nein; wenn auch für Schoeck das Werk nicht ganz das gleiche bedeuten mag wie für Keller.

Bu Anfang der vierziger Jahre machte, wie Bächtold uns als Mitteilung Gottfried Rellers berichtet, der zürcherische Spitalpfleger, der nebst einem guten Totajer eine unüberwindliche Ungst vor dem Lebendig= begrabenwerden hatte, dem jungen Dichter das sonderbare Anerbieten. ihm gegen hundert Flaschen seines edlen Ungarweins "ein allgemein nütliches Gedicht" über jenes Thema zu verfertigen. Es entstand nicht nur ein Gedicht, sondern ein ganzer (ursprünglich noch längerer) Byklus, der wohl etwas anders ausfah, als es sich der gute Spitalpfleger vor= gestellt hatte. Die vierzehn Gedichte sind der dunkle Ort in Rellers Werk geblieben, wo die Literarhiftoriter auf leisen Sohlen und mit dem Lächeln der Berlegenheit vorbeihuschten, falls sie nicht geradezu vermeinten, den Dichter mit einem herben Rüffel beimschicken zu muffen, wie, allen voraus, der alte Barnhagen von Ense, der ihm schrieb: "Sie erlauben meinem mahren Unteil gewiß das offene Befenntnis, daß ich die Lieder eines Lebendigbegrabenen für einen Miggriff im Stoff halte: der schauderhafte Gegenstand fann die Poesie faum einen Augenblick anziehen, aber nicht festhalten, außer indem er sie selbst mitbegräbt." Der alte Barnhagen vergaß nur eines: daß es sich hier nicht um einen "Stoff", sondern um ein Symbol handelte. Wohl taucht das Problem der Rückfunft eines Lebendigbegrabenen auch unter Rellers Dramenplänen auf und er hat alle Abler seiner Phantasie fliegen lassen, um die schauerliche Si= tuation dieser Gedichte in unüberbietbarer Realistif und Plastif auszumalen, — aber daß das Banze als Gleichnis zu deuten ist, läßt sich wohl nicht bezweifeln. Dem jungen Keller, dem der tiefe Sinn seines Lebens noch nicht flar geworden, der den Weg zu seiner eigensten Begabung noch nicht gefunden hatte, der sich in ohnmächtigem Ringen um die Malerei verbrauchte und, zwischen den Künsten schwankend, Jugendmut und Kraft verzehrte, mochte die dustere Bision des Lebendigbegrabenen ein Bild feiner Lage bedeuten: "Bielleicht find dieses der Berdammnis Qualen, geheim zu leuchten, ewiglich versenkt!" Es ist das Leid des jungen Dichters, der kaum sich selber eben erst gehört hat und dem das Ohr der Welt noch verschlossen ist: "Hört man nicht klopfen laut da obenwärts, hier mein zum Blühen so bereites Berg?" Für Schoeck, der, nur kurze Zeit zwischen Malerei und Musik schwankend, längst seinen Weg gefunden hatte, dessen melodischer Potenz bereits gegen zweihundert Lieder in müheloser Vollendung entsprudelt maren, - abgesehen von allen andern Werken! — mochte das Bild einen andern Sinn bergen: es bedeutete ihm eher eine Auseinandersetzung und Abrechnung mit unserer Zeit und Gegenwart.

Es ist nicht zu verkennen, daß sich die Aussichten für das Werk Schoecks im letzen Jahrzehnt bedeutend geändert haben. Vom Glück begünstigt begann der junge Liedermeister seinen Weg. Max Reger gesteitete ihn, die Welt begrüßte seine ersten Lieder mit Begeisterung, ein freudiges Echo klang ihm entgegen, nicht nur aus der Schweiz. Die reiche Saat war in schönster Blüte, eben hatte auch die "Dithyrambe"

am Tonkunftlerfest in Effen eingeschlagen — als ber Krieg ausbrach und viele Hoffnungen vernichtete. Heute steht Schoeck als Außenseiter allein ba; in einsamer Größe ragen seine Werke auf, mit jedem neuen scheint Schoed in einen Sohlraum vorzustoßen, in dem das Echo fehlt. Ein paar wenige Bahlen mogen das grell genug beleuchten: In ber Spielzeit 1926/27 erweckten drei Musikbramen vor allen andern zur Aufführung gelangenden Aufsehen: Krenets "Jonny spielt auf", Sindemiths "Cardillac" und Schoecks "Benthesilea". über Kreneks Werk dürften Die Aften wohl geschlossen sein; es ift an innerlicher Obe und Robeit, an musikalischer Seichtheit wohl kaum mehr zu unterbieten: Dieses Werk wurde seither an über sechzig Bühnen aufgeführt (in Paris freilich unter homerischem Gelächter begraben). Hindemiths "Cardillac" war der be= achtenswerte Bersuch eines zweifellos hochbegabten Urmusikers, bem Drama von der Seite der absoluten Musik neues Blut zuzuführen; er hat überall Beachtung gefunden, aber nirgends einen Erfolg errungen: Werk ist von gegen dreißig Bühnen aufgeführt worden. Schoecks "Benthesilea" hat in Dresden einen nicht minder glänzenden Erfolg gehabt als in Zürich; es dauerten bort die Ovationen sogar noch länger als in Zürich, tropdem Schoeck dem Dresdener Publikum unbekannt und dieses auf das Ereignis nicht vorbereitet mar; in der Presse wurden Stimmen begeifterter Anerkennung laut, die der Art und Bebeutung des Werkes gerecht wurden, — trop all dem ist "Penthesilea" seither an feiner einzigen reichsbeutschen Buhne mehr zur Aufführung gelangt. . . 2) Ahnlich fteht es mit andern Werten Schoecks. "Benus" ift seit den Zürcher Internationalen Festspielen des Jahres 1922 überhaupt nicht mehr auf einer Buhne erschienen; die "Elegie" hatte vor Jahren in Leipzig einen nicht minder durchschlagenden Erfolg als in Zürich, trots= bem ift auch diefes Werk nur noch gang vereinzelt zur Aufführung ge= langt. "Don Ranudo" vollends, der doch weder an Ausführende noch an Zuhörer außerordentliche Anforderungen stellt und gerade das wäre, was der Buhne jo fehr fehlt, eine heitere Spieloper, ift feit der Aufführung in Stuttgart (1919) nur noch einmal, in Königsberg, zum Leben erweckt worden... Es sind all diese Zahlen umso unbegreiflicher, wenn man an die Dutende von Aufführungen der "Laudi" hermann Suters - um ein schweizerisches Werk rudwärtsgerichteter Haltung zu nennen - erinnert, oder an die womöglich noch zahlreicheren der Werke eines auf der entgegengesetten Seite der Schaufel sitenden Romponisten, an die Aufführungszahlen der Lokomotivsymphonie und des "Rönig David" von Arthur Honegger.

²⁾ Und wie steht es mit den Schweizerbühnen? Noch immer wartet man auf die Ankündigung, daß eine solche sich durch den großen Zürchererfolg habe ermutigen lassen, dieses von der ganzen Schweizerpresse als bedeutendstes schweizerisches Musikbrama anerkannte Werk in ihren Spielplan aufzunehmen. Und falls man sich hinter "unüberwindlichen" Schwierigkeiten verschanzt, — warten nicht fast alle großen, entscheidenden Werke Schoecks schon in den Städten an der Peripherie der Schweiz, in seiner Heimatstadt Basel, in Genf, noch auf ihre Erstaufführung? (Dithyrambe, Trommelschläge, Elegie, Venus, Lebendig begraben 2c.)

Es gibt hiefür nur eine Erklärung: Schoeck steht zwischen den Parteien, zwischen den Zeiten, vielleicht über der Zeit, über den Parteien. Jeder Beobachter des deutschen Musiklebens weiß, daß heute die Parteigegensätze im Konzertsaal und auf der Bühne nicht minder schroff und unversöhnlich, gehässig und vergiftet sind als im politischen Leben. Der Krieg hat auch in der Kunst neue Generationen an die Oberfläche geschwemmt, die nun mit der ganzen Engstirnigkeit und Unbuldsamkeit des Fortschrittwahns die Zügel an sich gerissen haben. So fbeht auf der einen Seite eine typische Grofftadtfunft, eine Runft lebens= fremder Aftheten, die alle Bruden zur großen Vergangenheit abge= brochen hat, alle Tradition verwerfend, in der Berhöhnung Beethovens und Berketerung Wagners sich gefällt, in der Besudelung des Begriffes "Romantik" sich nicht genug tun kann und, Gefühl und Persönlichkeit als Urquellen aller Runft verleugnend, die neueste Modeschöpfung, die Schlag= wörterserie von der "neuen Sachlichkeit", läppischerweise auf die Musik übertragen will, eine Musik, aus der alles Blut, alles Leben gewichen, die in seltsamen, vom unschöpferischen, überwachen Intellekt erspintisierten Formen und Schemen erstarrt und versteinert. Neben diese Richtung hat sich eine andere gestellt, welche, die Unfruchtbarkeit dieser Asthetenkunft fühlend, plöglich sich der Altklassik, Bach und seinen Vorgängern zuge= wandt hat, und einem Reoklassismus, einer Wiedererweckung der absoluten Musik zustrebt, der linearen Kunst der vorklassischen Bolyphonie, unter nicht minder heftiger Ablehnung der "Romantit", der von Beethoven ausgehenden Musik des unbedingten Willens zum Ausdruck, die mit Schoeck noch einmal einen Höhepunkt, wahrscheinlich den letzten, in ihrer Entwicklungsturve erstiegen hat. Endlich wäre eine britte Rich= tung zu erkennen, die kein anderes Ziel hat, als der Masse zu dienen, die Bedürfnisse der großen Menge zu sättigen, welche sich in breitester Front von aller ernsten Kunst abgewandt hat, dem Sport, dem Kultus der Muskelkraft, dem oberflächlichen Amusement zu, eine Richtung, die Instinkte und des übelsten Geschmackes eines Großstadtkunftpöbels, eine "Musik", die jede Mode mitmacht und nach Kräften fördert, auch die Glorifizierung einer entarteten Negermentalität à la Jonny, auch die Unbetung von Maschine und Automat und Maschinenkultur, von geistiger Normalisierung und Thvisierung und Schablonisierung... Daß Schoeck auf der andern Seite, bei engstirnigem Konservativismus und betonter Deutschtümelei nicht mehr Glück hat, braucht kam gesagt zu werden. Denn Schoeck ist ja nicht mehr der Schuberts Spuren folgende jugendliche Lyriker; er ist längst in unbetretenes Neuland harmonischer und me= lodischer Bildungen vorgestoßen; sein Werk wimmelt von Rühnheiten, die umso verblüffender wirken, als sie nicht intellektueller Willkur und snobistischer Mache, sondern organischer Entwicklung entspringen, Rühn= heiten, vor denen auch die lautesten "Revolutionäre" einiges lernen könnten, wenn sie Ohren hätten zu hören ...

Falsch wäre es aber, und eine völlige Verkennung des Werkes Schoecks, die tiefe Trauer, die aus "Lebendig begraben" spricht, dem Mangel an äußern Erfolgen zuzuschreiben. Schoeck hat nie einen

Finger gerührt, weder um sich rührige Verleger zu schaffen, noch um bedeutende Interpreten für seine Runft anzuwerben, noch um auf anderem Wege ben äußern Erfolg zu fördern. Im Gegenteil! Er hat von jeher alles, was nach "Betrieb" roch, aufs energischste von sich fern gehalten und hat immer nur eines gewünscht: innere und äußere Freiheit, um gang seiner Runft leben zu dürfen, Muße und Zeit, um sich der "Bollust" des Produzierens ungehemmt und ungestört hingeben zu können. Die Tragit von "Lebendig begraben" nährt sich an tiefern Quellen: am Gefühl einer fast transzendentalen Bereinsamung, am Gefühl, daß die Welt entschwindet und versinkt, für die er diese Melodien gesungen hat und eine neue auftommt, die alle Schen vor den hohen Idealen abwirft und, von einer Riesenwelle der Luft an Trivialität und Banalität ge= tragen, auf den besudelten Altaren die Gögen des Amerikanismus aufpflanzt. Nicht als Mensch fühlt sich Schoeck lebendig begraben, sondern als Schaffender, als Geftalter hohen Menschentums, eines Ranudo, eines Horace, eines Achill und einer Penthesilea, in einer Welt, die nur dem feilen und geilen Amufement nachjagt, Schuberts Musik nur in Berbindung mit einem unfäglich hirnlosen und seichten Operettentert ge= nießen kann, unsterbliche Meisterwerke mit erotischer Gemeinheit durch= schießt, auf das Niveau elender Plattheit erniedrigt und auf die Leinwand projiziert, welche freilich die Welt nicht bedeutet, Inspirationen der größten Meister zu Fortrotten herrichtet und in schiebernder Frivolität und Lüsternheit mit Füßen tritt. Nicht als Mensch, ich wieder= hole es, fühlt sich Schoeck lebendig begraben: er hängt ja mit allen Fasern luftvoll an diesem reichen Leben, trop allem ein ruhevoller und unersättlicher Genießer! Ift er doch so froh und seiner Heimat dantbar, in ihr einen Winkel zu besitzen, wo er ungestört genießen und schaffen kann! Mehr als einmal habe ich es aus Schoecks Munde ge= hört, und als die Nachricht von der ihm verliehenen Ehrung fam, wieder: Er wisse mohl, warum er in der Schweiz lebe und was er an seiner Heimat habe. Nie habe er im Ausland so recht froh werden können, immer habe es ihn mit allen haaren in die heimat zurückgezogen, ein Leben da draußen sei ihm undenkbar und heute wisse er, daß er die Schweiz nie verlassen werde.

Tondichters dem ein Bild oder einen Begriff zu vermitteln, der es nicht im Konzertsaal gehört hat, da fast alle Vergleichsmöglichkeiten sehlen. Die Form, von der Schoeck ausgegangen ist, das Lied, ist hier außersordentlich erweitert durch Elemente dramatischer und epischer Natur, aber auch durch jene in Musik umgesetze Gedankenlyrik, wie sie nur Wolf und Schoeck eigen ist, sodaß die rein lyrischen Partien stark zusrücktreten. Das Werk schwingt zwischen den beiden entgegengesetzen und einer geringern Kraft unvereindaren Polen einer kaum vorher ze ershörten Gewalt des unmittelbaren Ausdrucks und einer verblüffenden, geradezu die Sehnerven beunruhigenden Bildhaftigkeit der Charakteristik, der — das verrusene Wort kann nicht umgangen werden — Flustration. Das Wort "Tonmalerei" hat ja heute einen üblen Klang und mit einem

gemissen Recht nach den Orgien des musikalischen Impressionismus, den seelenlosen, nur für die Sinne berechneten Berirrungen in ein der Musik fremdes Gebiet; es gibt aber eine Tonmalerei, — und sie findet sich zu allen Zeiten — die nicht die äußere tote Larve der Umwelt nachzeichnet. sondern deren belebtes Gesicht wiedergibt. Um eine solche Tonmalerei handelt es sich in "Lebendig begraben". Immer ist der musikalische Ausbruck seelischer Gewalten das Primare, nie fehlt diese musikalische Substanz, der musikalische Grundstrom; es ist gewissermaßen lediglich in die Oberfläche der Musik das Bild der Welt eingezeichnet, in deren wunder= bar bewegte und phantajievolle Umrisse. So verwendet Schoeck auch in reichem Maße die Stilmittel des Impressionismus: er scheidet die Welt bes Grabes von der seltsam fern und unwirklich herübertonenden Oberwelt, indem er fremde Tonarten parallel geben läßt; er mischt die Farbwerte der Tonarten auf seiner musikalischen Balette, stellt sie neben= und gegeneinander nicht nach Gesetzen funktioneller Bindung, sondern nach Kontrast und Leuchteffett; er schachtelt Afforde ineinander, türmt sie übereinander, schafft Dissonanzen von ungewöhnlicher Kraft der Charafterisierung, spitt sie zu Blendlichtern, zu Spitentonen, oder legt sie als dämmernde Schatten, als brütende Nacht, als grausiges Dunkel hin. Tropdem zerfällt das Bild nicht in Farbtupfen, die Aktorde zer= bröckeln nicht, die funktionelle Spannung bleibt, das Ohr ahnt immer noch ein tonales Zentrum, auf das alles bezogen bleibt, mag es dem analysierenden Verstand auch nicht leicht erfagbar sein. Faßt so Schoed die Errungenschaften der letten Jahrzehnte mit meisterhafter hand zusammen, so gibt er sein Eigenstes und Höchstes doch auch hier in der Intensität des dramatischen und lyrischen Ausdrucks, in jenen Momenten, wo sich aller Rlang nach innen wendet, wo alle Seele in eine musi= talische Linie einströmt, wo Wort und Melodie zu ergreifender Einheit verschmelzen, wo das Melos des Wortes Melodie wird, die schlummernd längst in ihm gelegen hat. Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen; doch sei in diesem Zusammenhang an den grandiosen Schlußhymnus erinnert. Da legt Schoeck seinen Zauberpinsel weg, die Farben schwinden aus dem Orchester, jeder Ton erglüht in sprengender Ausbrucksgewalt, jede Linie lenkt ein in einen erhabenen musikalischen Strom. in einen Melodienzug von erschütternder Größe und Schönheit der Bebärde, der in immer mächtigeren Evolutionen, Geisterhöhen ersteigend und in Grabestiefen stürzend, zu einer Intensität des Ausdrucks erglüht, die das Maß einer Menschenstimme sprengt: "Fahr hin, o Selbst! vergängliches Idol, wer du auch bist, leb wohl du, fahre wohl!" In biefer unerhört inspirierten Intensität des Melos, diefer letten Steige= rung der Homophonie, die ihre Seitenstücke in den Schlufgefängen der "Benus" und der "Penthefilea" hat, gibt Schoeck wohl sein Eigenstes und Unvergängliches.

Schoeck selbst hat Kellers "Lebendig begraben" einmal das Ges dicht des Schweizers genannt. Jeder Schweizer sei in gewissem Sinne in den engen Grenzen seines Ländchens lebendig begraben, abgeschnitten von der großen Welt und ihren großen Möglichkeiten, der schweizerische Künstler aber ganz besonders. Ihm bleibe nichts als die Flucht in die Natur. Und die ganze Herrlichkeit dieser Natur liege in diesen Gedichten. Es sind die zauberhaften Naturbilder, welche von der Oberwelt her gleichsam ihren innern Klang in das Grab hinunterwerfen und jene andern, welche in der fliegenden Rückerinnerung bes Begrabenen auf= tauchen und vorüberfliehen. Sie alle sind bei Schoeck aufs wunder= samste Musik geworden, und trop all des Furchtbaren, Tragischen, Grauenhaften der Situation und der Bertonung, klingen sie im Gemüt bes Hörers lange nach, sodaß der lette Nachhall des Werkes doch nicht ein düsterer oder bedrückender, sondern ein beglückender, befreiender ift. über die Schrecken des Grabes siegt die innige Liebe zur Heimat.

Politische Rundschau

Bur politischen Lage.

Begzeichen der frangofifchen Politit. - Die englisch=frangofifche Ginigung. -Die Stellung Deutschlands.

"Es fann fein, daß man die Rolle des deutschen Geldes und der deutschen Propaganda beim Aufblühen des eljäffischen Autonomismus übertrieben hat." Das verfündet heute Maurice Muret in der "Gazette de Laufanne" den gleichen Befern, benen er früher gang andere Dinge gum Beften gegeben hatte. Man barf wohl also jest annehmen, daß auch die französischen Nationalisten es aufgeben. Deutschland für die Lage im Essaß verantwortlich zu machen. Aber viele Monate lang hat man diese Behauptung immer als Beweiß für den schlechten Willen Deutschlands aller Welt verfündet und teilweise nicht ohne Erfolg.

Dafür hat man in Paris nun eine andere Platte in den Leierkasten ein= gelegt. Diesmal entset man sich mächtig über die Gefahren des "Anschlusses", welche Bezeichnung wohl jett endgültig ihren Eingang in den französischen Sprachschaß gefunden hat. Das Wiener Sängerfest und die Rede des Reichstagspräsidenten Löbe mußten den Anlaß dazu bieten. Nun geben zwar die großen politischen Ereignisse gewöhnlich heute nicht mehr von den großen Volks= festen aus, wie in einer frühern Periode unserer schweizerischen Geschichte. Und ebenso ist eine Anschlußrede Herrn Löbes durchaus nichts Neues mehr. Er hat deren seit Jahren schon viele gehalten und ist inzwischen doch wieder freundlichst in Baris empfangen worden. Und fein Menich in Ofterreich oder Deutschland hat wohl gerade von diesem Anlasse eine praktische Förderung des "Anschlusses" erwartet. Das hat man sicher auch in Paris gewußt. Tropbem aber hat man bort in der gesamten Presse, die der Linken voran, einen gewaltigen Lärm geschlagen. Und so weit ber Einfluß der französischen Pressemache im Auslande reicht, hat man schleunigst in dieses Lied eingestimmt. Man hatte glauben tonnen, der europäische Friede fei von der unmittelbarften, schwerften Gefahr bedroht.

Gleichzeitig liest man in den deutschen Blättern wieder von allen möglichen Reibereien in den Rheinlanden. Die Besatzung scheint es wiederum darauf abgesehen zu haben, die Bevölkerung durch manche kleinliche Schikane zu reizen. Und hie und da kommt es sogar zu einem ernsteren Zwischenfalle. Auch wird von deutscher Seite über die starke Spionagetätigkeit der im besetzten Gebiet untergebrachten französischen Polizei geklagt, eine Spionage, die sich sowohl gegen die militärische wie gegen die wirtschaftliche Stellung Deutschlands richtet. Man gewinnt aus diefen vielen Rleinigkeiten insgesamt boch den Gindrud, daß.